

Eine Taube errettet fünf Männer

Autor(en): **Kind, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1935-1936)**

Heft 14

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Stille des Nachmittags liegt. Brall ist die seidig-schimmernde Zwiebelhülle; man sieht: hier, gerade hier wird sie sich öffnen — es lohnt sich sogar, auf das kleine Wunder zu warten, vorausgesetzt, daß man Zeit hat, ein so kleines Erlebnis zu erleben. Von innen her drängt der Blätterschaft fett und stark, die Zwiebel hat ja ihre besten Lebensäfte hergegeben, in die Höhe und Breite, mit zartem, langsamem Riß, begleitet von einem Geräusch gleich dem der knisternden Seide, öffnet sich plötzlich die braune, glänzende Hülle.

Wie viel Liebe, wieviel Kraft hat dazu die kleine Mutterzwiebel gebraucht, um uns auf Wochen hin das schöne Bild vom Werden und Wachsen zu schenken! Wie manchmal wechseln Blätter und Schaft die leise schillernde, grünliche Farbe! Bald spielt sie mehr ins Rote, bald ins Blaue. Doch das Letzte und Schönste schenkt uns die Hyazinthe zwischen den Fenstern, wenn das Erwachen ihrer Blüte beginnt. Unbestimmt noch in Farbe und Form drängen die geschlossenen Blütenknospen, eng aneinander geschmiegt, sich um den Schaft. Von der Wärme des Märzern ermuntert, spreizen sie sich, und eine löst sich nach der andern. Wie ein kleines Menschenkind, das sich den Schlaf noch aus den Augen reibt und seine Glieder dehnt und reckt, so erwacht die Hyazinthenblüte.

Dieses Entfalten, Sichdehnen im märzlichen Licht ist ein alljährliches Vorfrühlingswunder in der grauen Stadt, das mich immer wieder zu beglücken vermag. Mir ist, als reichte mir bei dieser Geste der Frühling seine gebefreudige Hand und als schenkte er mir mit dieser Gebärde jedes Jahr neu das Hoffen, das wir alle brauchen, um bestehen zu können im Kampfe um Existenz und ein bißchen Erdenglück!

So viel schenken uns Hyazinthen zwischen den Fenstern im grauen Häuserknäuel der hastenden, immer geschäftigen Stadt! Leben, Farbe, Freude und berauscheden Duft aus dem innersten Mark der unscheinbaren, braunen Zwiebel. Verschwenderrisches Schenken, uneigennützige Hingabe! Ziel jedes Lebewesens: die Frucht, Sinn jeder Blüte: Befruchtetwerden! Aus ein wenig Wasser, ein wenig sandiger Erde zieht die kleine Zwiebel die

Kraft zu so herrlichem Blüh'n! Und ein Wunder mehr, bei denselben Lebensbedingungen schenkt uns die Zwiebel rote, jene blaue, eine andere jenes unberührte Weiß und eine vierte wachsgelbe Blüten! Dazu schenkt uns die Hyazinthenknolle den verschwenderischen Duft, der dieser Blüte eigen ist und an orientalische Märchen glauben läßt! An jenes geheimnisvolle Märchen vom griechischen Königssohn, Hyakinthos geheißten, der im Kampfspiel von hinterlistiger Hand zu Tode getroffen auf den grünen Rasen fiel und eben dort begraben wurde. An jener Stelle sproßten die Blüten empor, aus denen die Seele des griechischen Jünglings aus königlichem Geschlechte, in wundersamem Dufte, wieder zu den Menschen kam. Hyazinthen nannte man sie zu seinem Andenken.

Warum sollten wir heute jenen handelstüchtigen Orientalen nicht danken, daß sie mit andern Waren auch die Blumenzwiebeln der Hyazinthen auf ihre schweren Frachtschiffe verluden, mit welchen sie Italiens Küsten befuhren und an Spaniens Halbinsel ihre Frucht dem Festlande übergaben?

In Spaniens satter Erde fühlte sich diese Blumenzwiebel bald heimisch, und die Historie weiß zu berichten, daß selbst die spanischen Granden, die sonst ihren Nacken nicht zu beugen pflegten, nicht zu stolz waren, sich nach dem Duft der herrlichen Blütenkolben der Hyazinthen zu bücken. Warum hätte solch ein entzückendes Blumenmärchen das düstere Mittelalter nicht etwas erhellen sollen? Die Briten allerdings wußten damit zu jener Zeit nicht viel anzufangen. Blutige Kriege zu Wasser und zu Land verdunkelten jene Zeitepoche, so wurden die Säcke mit den knisternden, seidig schimmernden Knollen an Hollands Küsten abgeladen, wo ein emsig Völklein mit dem Blumenmärchen aus griechischen Gefilden geschäftstüchtig und weitblickend bis auf den heutigen Tag sein täglich Brot verdient.

Hyazinthen zwischen den Fenstern senden Lenzgeruch durch die grauen Straßen und Gassen der geschäftigen, immer hastenden Stadt und erzählen großen Kindern ein Märchen vom griechischen Königssohn, Hyakinthos geheißten —

María Scherrer.

Eine Taube errettet fünf Männer.

Vor genau vierzig Jahren, an einem strahlenden Morgen des September 1895, verließ Mr. Robertson, die Büchse auf dem Rücken, die eng-

lische Niederlassung Bandawe am westlichen Ufer des großen Nyassasees in Aequatorial-Afrika und schritt, von seinem schwarzen Diener beglei-

tet, dem Spiegel des Sees zu. Das Reiseziel des Beamten war eine südlich gelegene Bucht, wo er verschiedene Vermessungen vornehmen und dann einige Zeit der Jagd obliegen wollte, die dort besonders ergiebig ist . . .

Bald glitt das Segelboot, von drei Eingeborenen geschickt geführt, fröhlich durch die blaue Flut, und ein frischer Morgenwind, der die große Hitze einigermaßen erträglich machte, blähte die schneeweißen Segel. Ein wolkenloser, tiefblauer Himmel wölbte sich über dem Wasser. Nichts ließ auf die Nähe einer großen Gefahr schließen.

Gegen elf Uhr jedoch ließ der Wind nach. Eine halbe Stunde später schlapperten bereits die Segel gegen den Mastbaum. Völlige Windstille!

Um vorwärts zu kommen, befahl der Beamte die Segel zu streichen und zu rudern. Noch aber waren diese nicht geborgen, als urplötzlich ein Unwetter von ungeheurer Heftigkeit losbrach. In unglaublich kurzer Zeit bedeckte sich der Himmel, der bis dahin vollständig klar geblieben war, mit schweren schwarzen Wolken. Erschreckende Finsternis legte sich auf die große Wasserwüste. Pfeifend kam der Sturm vom Kawirwigebirge geflogen. Er erfaßte das zerbrechliche Fahrzeug, daß es in allen seinen Jugen seufzte und knarrte, und trieb es pfeilschnell vor sich her gen Osten. Wohin die tolle Fahrt ging, konnte keiner der Insassen sagen. Und wie würde sie enden? Das stand in Gottes Hand.

Aus der Tiefe des Abgrundes vernahmen sie ein dumpfes Rollen, das sie beben machte; schwarze, grollende Wogen mit weißem, kochendem Schaume wälzten sich gegen das Boot und drohten es jeden Augenblick in die grausige Tiefe zu ziehen. Hier war Menschenkraft machtlos. Zitternd schmiegt sich die hilflos Umhergeworfenen aneinander.

Zwei Stunden lang hatte der Sturm bereits getobt, als die Geängstigten bei dem Lichte eines grellen Blitzes endlich vor sich Land erblickten. Tosend umbranden die vom Winde gepeitschten Wellen das Ufer, aber trotzdem hält der Steuermann direkt auf das Land zu. Noch wenige Augenblicke — ein fürchterlicher Krach erschüttert das Fahrzeug — eine Woge hatte es auf das Land geschleudert. „Gerettet!“ tönte es von den Lippen der Schiffbrüchigen, und ergriffen

danckte der Engländer seinem Gott für die wunderbare Erlösung aus des Todes Rachen.

Bald darauf legte sich der Sturm; der aufgeregte See glättete sich, und vom blauen Himmel brannte wieder die Sonne hernieder. Jetzt konnten die Geretteten Umschau halten, wo sie sich befanden. Es war eine kleine, felsige Insel, öde und kahl; nur niederes Buschwerk und hartes, halbverdorrtes Gras deckte den Boden; kein Tier, das ihnen hätte zur Nahrung dienen können, war zu sehen. Dumpfe Verzweiflung kam über die fünf Männer. Sollten sie von dem schnellen Tode des Ertrinkens nur deshalb gerettet worden sein, um hier die schrecklichen Qualen des Verhungerns erdulden zu müssen! Wohl hatten sie die auf sechs Tage berechneten Nahrungsmittel aus dem völlig zerschellten Fahrzeuge retten können. Aber wenn diese zu Ende gingen, was dann? Wie ohne Boot von dieser entlegenen Insel fortkommen?

Während die Schiffbrüchigen noch miteinander berieten, was in ihrer Not zu tun sei, ruft plötzlich der schwarze Diener: „Ein Adler, ein Adler!“ Aller Augen richten sich nach der bezeichneten Gegend. Zwei Vögel, ein kleiner, verfolgt von einem großen, kommen von Osten her pfeilgeschwind durch die Luft geflogen.

Schnell legte Mr. Robertson sein Gewehr an und schoß, ohne genau zu zielen, auf die über ihn dahinrauschenden Tiere. Beide stürzten aus der Höhe herab, der Adler von der Kugel schwer verwundet und der kleine Vogel von Schreck und Ermattung gelähmt.

Eilig hob ihn der glückliche Schütze auf und erkannte in ihm eine Briestaube aus Bandawe; sie war, mit einer Botschaft aus Süden kommend, von dem Gewittersturme verschlagen worden. Auf dieses Tierchen baute er nun seine ganze Hoffnung. Sorgsam wickelte er es in sein Taschentuch ein, erquickte es mit Speise und Trank und ließ es ruhen. Dann band er der Taube ein Zettelchen, auf welchem er um Hilfe bat, an ein Bein und ließ sie weiterfliegen.

Und wie er gehofft, so geschah es. Bereits am zweiten Tage nach dem Unglücke kam von Bandawe ein Dampfboot und holte die Schiffbrüchigen ab. — So rettete eine Taube fünf Menschen von dem Hungertode.

J. Rind.